Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 147. Elbing, den 27. Juni. 1894.

den Namen des Kutschers genannt, die Nummer des Wagens, den sein Kamerad gefahren, konnte er nicht angeben. Seine Aussage vermochte auch über das dunkle Ereigniß wenig Licht zu verbreiten. Er hatte nur gehört, daß ihm sein Kamerad zugerufen, die andere Herrschaft zu fahren, da er unbedingt den Herrn Grafen nach Hause bringen wollte; ihm war es so vorgekommen, als hätten sich zwei Herren um den Wagen August's gestritten, aber er war noch zu weit entfernt, um etwas deutlich zu verstehen. Er habe dann sogleich seine Herrschaft nach einem Palais am Boulevard St. Germain gefahren, während der große Herr in der hübschen Maske erklärte, er wolle zu Fuß nach Hause gehen.

Noch ehe man die Herrschaft ermitteln konnte, die der zweite Kutscher gefahren, meldete sich Graf Tschernischeff bei der Polizei-Behörde und gab seine Wissenschaft zu Protokoll. Damit waren die Motive Gyula's zur That bloßgelegt und an seiner Schuld konnte nicht mehr im Entferntesten gezweifelt werden.

Bei seiner ersten Vernehmung schien den Grafen nur der Gedanke an seine Gemahlin zu beschäftigen; anstatt auf die Fragen des Beamten zu antworten, sprach er sogleich den Wunsch aus, man möge der Gräfin ja recht schonend sein unseliges Abenteuer mittheilen, und als man ihm erklärte, daß seine Gattin auf die geheimnißvollste Weise verschwunden und bis zu dieser Stunde nicht aufzufinden gewesen sei, war Gyula ganz starr vor Schreck und Erstaunen und völlig der Sprache beraubt. Erst nach einigen Augenblicken vermochte er hervorzustammeln: „Mein Herr, das ist nicht möglich, machen Sie mich nicht wahnsinnig," und er griff an seinen Kopf, der ihm zu sieden begann.

Auf die ruhige Entgegnung des Beamten: „Es ist wirklich so, und wir erwarten von Ihnen eine Auflösung des Räthsels," rief der Graf in wilder Verzweiflung: „Meine Katharina! Sicher hat man sie mir entführt, und es ist der Schurke Lubowsky, der diesen höllischen Plan entworfen."

„Wie wäre das möglich? Sie wissen nur zu gut, daß der Baron zu derselben Stunde ermordet wurde."

„O, er hatte seine Helfershelfer, und zum Glück mußte ihn die Nemesis erreichen, noch eh' er die Früchte seines furchtbaren Verbrechens einerntete. Aber ich beschwöre Sie," ersuchte er in höchster Aufregung den Beamten, „wenden Sie Alles an, um zu entdecken, wohin man meine arme Katharina geschleppt. Ich setze Ihnen als Preis mein halbes Vermögen aus."

„Die nöthigen Schritte werden schon von Amtswegen erfolgen, jetzt aber muß ich Sie bitten, Herr Graf, meine Fragen zu beantworten."

„Versprechen Sie mir erst, die Gräfin zu entdecken", entgegnete Gyula hartnäckig. „Setzen Sie die ganze Polizei von Paris in Bewegung, ich stehe für die Kosten, sie mögen noch so hoch sein."

„In ihrem eigenen Interesse wiederhole ich meine Bitte, Herr Graf, mir zuerst auf meine Fragen Antwort zu ertheilen. Sie wissen, wie viel für Sie auf dem Spiel steht."

„Nicht eher, als bis Sie mir geloben, Alles zu thun, was zur Auffindung meiner Gemahlin führen kann," beharrte der Graf.

Alle Versuche des Beamten, den Gefangenen zur Vernunft zu bringen, waren vergeblich. Nur die eine Vorstellung beunruhigte seine Seele, welches Schicksal seine theure Katharina erreicht, sein eigenes war ihm völlig gleichgiltig. Vergeblich machte ihn der Beamte auf die Gefahr aufmerksam, in die er dadurch lief, und wie er sich damit rettungslos in's Unglück stürze. Der Graf hörte gar nicht auf die gut gemeinten Warnungen, all' seine Gedanken wurden von der Sorge um seine Gemahlin aufgezehrt, und selbst der Beamte wurde von dem Auftreten dieses Mannes seltsam berührt, dessen Herz mit jeder Fiber in leidenschaftlicher, Alles vergessender Liebe an seiner Gattin hing.

Auf eine weitere Vernehmung des Grafen mußte verzichtet werden, er wurde in das Gefängniß zurückgeführt.

Graf Gyula versank in ein düsteres Hinbrüten, aus dem ihn nichts zu wecken vermochte. Selbst der Besuch seines Schwiegervaters, dem es endlich gelang, in seine Zelle zu dringen, übte auf ihn keine Wirkung. Als der bekümmerte Vater Katharinens ihm bekennen mußte, daß all' seine Forschungen nach dem Verbleib seiner Tochter vergeblich gewesen, brach der Graf in ein lautes Schluchzen aus, und der tiefgebeugte Mann suchte vergeblich, obwohl er selbst des Trostes bedurfte, die wilde Verzweiflung seines Schwiegersohnes zu beschwichtigen. Beinahe noch tiefer als der Verlust seiner Tochter berührte den alten, stolzen Herrn die Schmach, daß sein Schwiegersohn eines solchen Verbrechens bezichtigt wurde. Er war von der Unschuld Gyula's völlig überzeugt, denn er hatte den ritterlichen Charakter desselben genug kennen gelernt, aber all' seine Bemühungen, seinen Schwiegersohn aufzustacheln, das Aeußerste anzustrengen, um sich von diesem schändlichen Verdacht zu reinigen, waren vergebens. „Wenn mir meine theure Katharina verloren ist, dann ist mir auch alles Andere gleichgiltig und werthlos," sagte der Graf mit düsterer Schwermuth.

Der alte Herr kannte den festen, unbeugsamen Sinn seines Schwiegersohnes, er wußte, daß seine Vorstellungen doch vergeblich seien, schüttelte ihm zum Abschied tief gerührt die Hand, und wenn seine Achtung für ihn hätte steigen können, so wäre es dadurch geschehen, daß er sah, wie seine Tochter von Gyula geliebt wurde.

Am andern Tage fand sich auch der Marquis d'Autour in der Zelle des Grafen ein, und trotz seiner Niedergeschlagenheit verrieth Gyula ein Zeichen angenehmer Ueberraschung.

Sein edles, ritterliches Herz war stets für die Gefühle echter Freundschaft empfänglich gewesen und er fühlte eine Art Genugthuung, daß er sich in dem Marquis nicht geirrt habe, und d'Autour gerade im Unglück sich als Freund erwies. Auch jetzt war seine erste Frage nach seiner Gemahlin, und als der Marquis mitleidig die Achseln zuckte, begann er sogleich mit leidenschaftlichem Eifer seinen Freund zu bitten, ebenfalls alles anzuwenden, um das räthselhafte Verschwinden der Gräfin zu ermitteln.

„Armer Freund! Ich habe bereits mein Möglichstes gethan," entgegnete der Marquis voll inniger Theilnahme; „mir wird es ein ewiges Räthsel bleiben, daß unsere verehrte Gräfin wie vom Erdboden verschwunden. Jedenfalls hat den treuen August ein gleiches Schicksal erreicht, denn er ist seitdem ebenfalls nicht mehr gesehen worden."

„Und deshalb glaube ich eben, daß er bei dem mir gespielten Schurkenstreich eine Rolle gespielt," meinte der Graf und stützte dabei nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Das halte ich für unmöglich. August ist ein treuer, zuverlässiger Bursche, und selbst nachdem Sie ihn entlassen, kam er zu mir und erzählte mir mit Thränen in den Augen, wie gut Sie gewesen seien, und wie er einen solch' lieben Herrn nie vergessen würde.

„Ja, ich habe ihn gern gehabt. Es war schade, daß er sich mit meinen alten Leuten so schlecht vertrug, und er scheint mir wirklich eine Anhänglichkeit bewahrt zu haben, denn nachdem er mich erkannt hatte, erklärte er sogleich, daß er Niemand anders als mich fahren wollte. O, ich Unseliger, konnte ich nicht auf meinen eigenen Wagen warten! Um vielleicht einer kleinen Verdrießlichkeit zu entgehen, zog ich mir dieses Unglück über's Haupt," und der Graf starrte düster und schwermüthig vor sich hin.

Die Augen des Marquis ruhten wieder voll innigem Mitleid auf dem Antlitz des schwergebeugten Freundes. Erst nach einer längeren Pause legte er zärtlich seine Hand auf die Schulter des Grafen und sagte herzlich: „Ich beschwöre Sie, mein einziger Freund, überlassen Sie sich nicht diesem schmerzlichen Hinbrüten, das Sie vollends elend macht. Wir müssen jetzt Alles anwenden, um Ihre Unschuld zu beweisen, denn daß Sie, mein theurer Graf, keines heimtückischen Menchelmordes fähig sind, davon bin ich so fest überzeugt wie von meinem Leben".

Gyula richtete ein wenig den Kopf in die Höhe und entgegnete bewegt: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, Ihr Vertrauen thut mir wohl. Ja, Sie haben Recht, Graf Gyula würde wohl seinen unversöhnlichen Gegner im offenen Kampfe getödtet haben, aber hinterrücks ihn anzufallen, das ist ihm völlig unmöglich."

„Leider hat durch eine unselige Verkettung von Zufällen die Sache eine sehr ungünstige Wendung genommen."

„Das kümmert mich nicht. Wenn ich nur über das Schicksal meiner Gemahlin erst Nachricht hätte. Mag ihr das Schlimmste widerfahren sein, ich werde es ertragen, nur diese Ungewißheit, dieser Abgrund von unheimlichen Vorstellungen, in denen sich meine Seele umhertreibt, hetzt und martert mich zu Tode."

„Trotzdem müssen Sie endlich an Ihr eigenes Schicksal denken," ermahnte der Marquis und sein Blick ruhte wieder theilnehmend auf dem Freunde.

„Ich kann es nicht," entgegnete der Graf mit beinahe stumpfsinniger Entsagung.

„Dann erlauben Sie, daß wenigstens ihre Freunde Alles in Bewegung setzen, um Sie zu retten." Das blasse Antlitz des Marquis belebte sich, als er fortfuhr: „Ja, die Welt soll sehen, daß wir Freunde sind, kein Opfer wird mir zu groß sein, um Ihre Unschuld an den Tag zu legen. Ich habe sorgfältig ermittelt, welchen Verlauf die Untersuchung genommen; auf die unsichere Andeutung eines Sterbenden können die Richter unmöglich etwas geben. Nun hat zwar der alte Graf Tschernischeff die Mittheilung gemacht, das zwischen Ihnen und Lubowsky schon von früher her eine unversöhnliche Feindschaft bestanden hat, die auf dem Maskenball von Neuem zum Ausbruch gekommen; aber ich werde bekunden, daß zwischen Ihnen an jenem verhängnißvollen Abende kein Zerwürfniß stattgefunden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Das deutsche Lesepublikum.** Wilhelm Jordan war von der Kommerzienräthin S. ersucht worden, ihr einige Exemplare seines Lustpiels „Die Liebesleugner" zu leihen, das sie auf ihrem ästhetischen Kränzchen mit vertheilten Rollen wolle lesen lassen; ein Exemplar habe sie sich von einem Rezensenten geliehen, ein zweites aus der Bibliothek holen lassen, doch brauchte sie noch einige Exemplare. Auf dieses Ansinnen ertheilte Jordan eine Antwort, die wir, trotz ihrer Ausführlichkeit, hier wiederholen, da sie einen bedauerlichen Uebelstand in trefflicher Weise geißelt. Jordan schrieb: „Eine Reihe von Soireen, geehrte Frau Kommerzienräthin, hat mir Gelegenheit gegeben, den feinen Geschmack und Sinn für Harmonie zu bewundern, den Sie beweisen in Ihrer jedes Mal funkelneuen Toilette. Diesem Ihrem Talent muß ich die Lösung der Aufgabe überlassen: in gewiß gleich gewähltem und reichem Anzug um die schwer silberne Theemaschine zu sitzen und, aus vergoldeten Tassen trinkend, sich gleichwohl behaglich und in Ihren ästhetischen Neigungen unbeleidigt zu fühlen, indem Sie die geistige Kost zu sich nehmen aus Gefäßen von minder sauberer Beschaffenheit. Ich vermuthe, daß Sie Teller mit Sprüngen oder mit den Spu-

ren der Mahlzeit eines anderen auf Ihrer Tafel nicht dulden würden. Wenn Ihnen gleichwohl die Rothstiftkreuze und Abdruckszeichen in einem zerlesenen Rezensionsexemplar minder störend sind, oder wenn die nämlichen zarten Hände, die wenigstens drei Paar neue Glacéhandschuhe zu 1 Thaler wöchentlich verbrauchen, nicht zurückzucken vor der Berührung der Bücher aus der Leihbibliothek, obgleich deren Deckel glasirt zu sein pflegen mit dem Fettglanz einer Metzgerschulter, -- so ist das Ihre Sache, und ich muß mich begnügen mit einiger Verwunderung über diese bemerkenswerthe Umpanzerung Ihres Feinsinns mit einer vom Ekel undurchdringlichen Hornhaut. Nicht versäumen aber darf ich diesen Anlaß, Ihnen Ihre Bitte in einer Beleuchtung zu zeigen, die ohne Zweifel Ihnen selbst sehr unerwartet sein wird. Sie und Ihre Gesellschaft wünschen mein Lustspiel zu lesen. Dieser Wunsch, Frau Kommerzienräthin, ist ein Erzeugniß meines Kapitals und meiner Arbeit. Um ihn erregen zu können, bedurfte ich meines Erbtheils von Vater und Mutter, des poetischen Talents, der Sprachgewandtheit, der Uebung im Versemachen und einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die weder umsonst, noch ohne vieljährige Anstrengung zu erwerben sind. Mit diesem Betriebskapital habe ich dann wochenlang am Schreibtisch sitzen, hierauf die Darstellung meines Stückes betreiben, die Proben leiten, die Rollen mit den Schauspielern einstudiren müssen. Das Stück hat Beifall gefunden und dadurch das Publikum begierig gemacht, es auch zu lesen. So hat es neben seinem Bühnenwerth auch einen Buchwerth erlangt. Die Nachfrage des Publikums, von der die Ihrige einen Theil ausmacht, ist fällig gewordene Rente meines Kapitals, ist realisirbarer Verkaufswerth der von mir produzirten Waare. Diese Rente nun hab' ich für eine gewisse Zeit, von dieser Waare einen gewissen Vorrath an Herrn Sauerländer in Frankfurt verkauft. Es ist also ein irrthümlicher Ausdruck, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen das Stück zu leihen. Was Sie mir wiedergeben, das wäre nur die Schale einer gegessenen Auster; nämlich bedrucktes Papier, das die Eigenschaft verloren hätte, anderthalb Gulden aus Ihrer Kasse in diejenige meines Herrn Verlegers führen zu können. Dem Letzteren sind Sie durch das Faktum Ihrer Leselust den Ladenpreis schuldig geworden, zwar nicht nach dem Handelsgesetz, wohl aber nach einem höheren, das auf Ihrer gesellschaftlichen Stufe mindestens ebenso bindend sein sollte: nach dem Gesetz des Anstandes. Es giebt Leute, denen es Niemand übel nimmt, wenn sie dem Aufsteigen eines Luftballons oder einer Kunstreitergesellschaft von außerhalb der Planken gratis zuschauen, Andere, für die der dritte oder zweite, Andere endlich, für die nur der erste Platz schicklich ist. So giebt es denn auch große Klassen, die sich mit Büchern gegenseitig aushelfen, oder in die Leihbibliothek schicken müssen. Aber stellen Sie sich Ihren Gemahl, den Herrn Kommerzienrath, vor, die schwere Goldkette seines Chronometers zur Schau tragend auf der mit feinstem Piqué und Buckskin bekleideten Vorwölbung seiner wohlgenährten Gestalt und dennoch, umgeben von zerlumpter Straßenjugend, vom Ast eines Baumes aus seine Schaulust am Pferderennen befriedigend. Sie und Hunderte ihres Standes verschmähen es nicht, eine ähnliche Situation einzunehmen gegenüber dem am wenigsten beschützten, unbewachbarsten Eigenthum, dem des Schriftstellers -- offenbar ahnungslos und weil Sie noch niemals überlegt haben, worin dies Eigenthum bestehe. Sie sowohl als Ihr Herr Gemahl sind ja warme Bewunderer Englands und englischer Sitten. Wohlan denn, seien Sie englisch auch in Ihrem Verhalten zur Literatur. In England hat Niemand Anspruch auf den Namen eines Gentleman, der nicht eine Bibliothek besitzt im Verhältniß zu seinem Vermögen. Eine Flucht von 12 Zimmern und Sälen zu bewohnen, wie Sie, 6 Pferde und 3 Bediente zu halten, wie Sie, und dennoch geliehene Bücher, wohl gar aus der Leihbibliothek, zu lesen, das würde in England für höchst unanständig gelten. Trotz alledem aber, verehrteste Kommerzienräthin, bin ich gern bereit, Ihnen etliche Exemplare des gewünschten Lustspiels zu leihen, wenn Sie mir eine genau entsprechende Gegengefälligkeit leisten wollen. Man versichert, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl als Mitgift einen stattlichen Folioband in Maroquin zugebracht haben, dessen Inhalt sehr schätzenswerth sei, wenn auch zum Lesen nicht besonders unterhaltend, denn er bestehe aus lauter Staatsschuldscheinen. Ich bitte Sie, mir ihn nur auf einige Stunden zu leihen. Sie sollen ihn pünktlich nach Ablauf dieser Frist wieder erhalten, denn ich will weiter nichts, als die Zinscoupons für mich herausschneiden. Ihr Jordan." — Die Frau Kommerzienräthin wird natürlich den Brief sehr „ungezogen" finden.

Verantw. Redakteur **Ludwig Rohmann** in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaartz in Elbing.